

Die Neue Welt



Nr. 40

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

Neues Zeit-Lied.

Von Gustav Macashy.

Es hat in so mancher Geisteschlacht
Die Menschheit die Waffen geschwungen,
Und hat durch so manche gähnende Nacht
Sich jubelnd hindurch gerungen.

Gar oftmals haben vom Bacchanal
Der Luft sich die Völker geflüchtet,
Gar oftmals hat sich der Streitenden Zahl
Im Kampf um das Glück gelichtet.

Und immer wieder standen sie auf,
Die Mächte der Nacht und der Tücke,
Und wollten im rasenden Zeitenlauf
Aufhalten das Rad der Gescheide.

Nicht kümmert die Zeit sich um Macht und Gebot,
Nicht fragt sie um ewige Rechte!
Ihr einzig Gesetz ist des Tages Noth
Und das Schicksal das Recht aller Rechte.

Wohin sie der Weg der Zukunft auch bringt,
Und was auch am Ende der Zeiten
Die Menschheit als letztes Glück erringt
Im ewigen Suchen und Streiten:

Und unter dem Fuße der Herrscherin Zeit
Versanken die Herrlichkeiten
Der Vorwelt, zu neuer Herrlichkeit
Der Zukunft den Pfad zu bereiten.

So fern ist das Ende, so nah noch die Noth,
Das Glück und die Sonne so ferne,
Und höhrend strahlen auf Noth und Tod
Noch die alten, nächtigen Sterne.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Festsbruders. Von F. Niebeck.
(Fortsetzung.)

Ein Narr bist du! Ein ganz feiger Narr! Wenn du nicht so schrecklich feige wärst, sähest du jetzt im „Schwarzen Adler“; vielleicht direkt neben dem Herrn Stadtssekretär! So aber rennst du wie ein Verrückter hier herum und stennst wie ein Kind und weißt nicht, was du anfangen sollst. Die Beamten hätten Dich sicher nicht aufgefressen. Du mußt nicht glauben, daß die Beamten so ungebildet und ungeschliffen sind, wie beispielsweise dein Meister, oder wie der Kirchenbedienter, oder wie der Herbergsvater, oder wie der Brestrich-Fleischer, der Ochse, der über dein Gedicht wüthend war und dir keine Wurst und kein Trinkgeld gab. Der Herr Stadtssekretär wird schon gewußt haben, daß ein Tischlergesell keinen Frack und keinen Zylinder und keine weißen Handschuhe hat. Du bildest dir nur ein, daß du fortwährend gallebittere Verachtung schlucken mußt; sei nur nicht feige und geh hinauf, so wirst du schon sehen, daß du nicht rausgeschmissen wirst. . . . Eigentlich hats gar keinen Zweck, daß du hinauf gehst! Was hast du davon? Garnichts! Was Anderes, wenn du in Thalungen bleibst! Da wärs ein Glück für dich, wenn die feinsten Leute dich kennen lernten; du würdest dann viel leichter berühmt werden. . . . Aber geh nur hinauf! Wenn der Stadtssekretär hört, daß du in die Fremde gehn willst — vielleicht giebt er dir einen guten Rath — vielleicht kannst du dann in Thalungen bleiben . . . man kann ja nicht wissen!

Ein solcher Herr hat großes Ansehen, und wenn er mit einem Meister spricht . . . wer weiß, was geschieht! . . . Wenn du auch keinen Frack hast — du bist doch ein Dichter, und ein Dichter ist etwas sehr Hohes und Großes. Das wissen die Beamten; denn sie sind gebildet. Geh nur getrost hinauf!

Solche und andere sterbensbange und dann wieder hoffnungsheitere Gedanken spannen meine flatternde unreife Seele, bevor in ihr der Entschluß reifte, trotz der Fräcke und Zylinder und Handschuhe in den „Schwarzen Adler“ zu gehen. Doch ehe der Entschluß zur Ausführung gelangte, verging eine lange Zeit. Erst nach schwerem Kampfe gelang es ihr, die eigene Zagheit zu überwinden.

Lange stand ich auf der Treppe und lugte verstoßen nach der Saalthür, jeden Augenblick bereit, die Flucht zu ergreifen; und ich hätte sie wohl schließlich auch ergriffen, wenn nicht ein Kellner gekommen wäre, mich am Arme gepackt und schroff gefragt hätte, was ich auf der Treppe zu suchen habe.

„Ich komme zum Feste!“ gab ich zur Antwort. „Ich werde Dich schon befesten, daß Dir Hören und Sehen vergeht!“ schrie er mich an und schüttelte heftig meinen Arm. Zu einem Manne gewendet, der über das Treppengeländer herabsah, fuhr er fort: „Der Hallunke hat was im Schilde! Seit einer Stunde schleicht er hier herum, und sobald Jemand kommt, verduftet er!“

„Uebergieb ihn doch der Polizei!“ rief der Mann am Treppengeländer.

Schnell wie ein Schatten vor dem Licht war jetzt alle meine Scheu verflogen; mein Stolz rechte

sich rüchhaft auf, und indem ich dem Burken einen wüthenden Faustschlag auf die Hand versetzte, fuhr ich ihn wild an: „Weg mit der Hand! Ich lasse mich nicht beleidigen!“ Dem Mann am Geländer rief ich zu: „Holen Sie einmal den Herrn Stadtssekretär, damit er mich in Schutz nimmt!“

Der Kellner ließ mich los, packte mich aber bald darauf mit beiden Händen und fragte, wer ich sei. „Das geht Sie nichts an! Ich komme hierher zum Feste und bin eingeladen vom Herrn Stadtssekretär. Hier ist meine Karte!“

Mein Feind sah die Karte und wich betroffen zurück. „Da entschuldigen Sie, bitte; das kommt ich nicht wissen!“ stammelte er und machte einen Büchling; ich merkte jedoch genau, daß in seinen Blicken noch ein verdächtiges Mißtrauen gegen mich lag.

Um ihn vollends niederzuschmettern, erklärte ich, daß ich Beschwerde führen werde, und schritt stolzhobenen Hauptes die letzten Stiegen empor.

„Zeigen Sie Ihre Karte!“ sagte oben der Mann, als ich an ihm vorüberstreiten wollte.

Er betrachtete sie und geleitete mich an die Thür. „Der Herr Stadtssekretär sitzt ganz hinten, links neben der Bühne! Sehen Sie etwas leiser; es wird auf der Bühne gespielt.“

Just als ich eintreten wollte, erschien neben mir der Kellner; er hatte eine klägliche Bißermiene aufgesteckt und bat zerknirscht um Verzeihung; er könne nichts „davor“, und ich möge doch dem Herrn Stadtssekretär nichts sagen; es trieben sich jetzt so viele verdächtige „Kerle“ herum und . . .

„Gut, gut, gut, ich sage nichts!“

Ich wehrte ihn sanft ab, nickte ihm gütig und gnädig zu, während ich selbst durch den Thürdiener in den Saal geschoben wurde.

Die elende, sich duckende, beständig vor Fußtrittten behende Kreatur — wie fühlt sie sich gleich von königlichen, despotischen Wonnen durchschauert, wenn sie einmal nach einem gelungenen Nachwerke Gelegenheit findet, großmüthig zu verzeihen! Im Siegestammel, und noch erhitzt und erregt von der belebenden Kraft eines gerechten Hornes, stürzte ich mich, ohne mir meines Thuns bewußt zu sein, durch eine krumme Gasse von schwarzen Fracks und seidenen Toiletten; erst als ich ein mahnendes „Pst!“ vernahm und mein Blick auf einige Gesichter fiel, die sich mir mit strafendem Ausdruck zuneigten, und als mir gar ein Herr, ärgerlich über die Störung, zurannte: „Wohin denn?“ da war mir, als wäre ich durch einen Backenschlag aus einem schändlichen Traumzustande erweckt worden; ich wich zurück — ich wollte die Thür gewinnen und entfliehen, und ich hatte das schreckliche Gefühl, als verfolgten alle die feinen Herrschaften mich mit wüthenden Blicken, und als würden sie mich wegen der von mir verursachten Störung rauh hinausweisen, wenn ich nicht freiwillig von dannen eilte. Doch ich ließ mich in meiner ängstlichen Gemüthsverwirrung durch einen Thürvorhang täuschen und verfehlte die rechte Thür. Der Vorhang verdeckte eine geschlossene Thür; er bot mir einen Unterschlupf, und da ich mich nicht weiter verfolgt sah, auch nicht durch Blide, blieb ich dort stehen. Jetzt erst kam ich zur Besinnung, und ich ärgerte mich entsetzlich, daß ich schon wieder eine unverzeihliche Dummheit begangen hatte. Wie konnte ich nur so ungebildet und rücksichtslos sein, eine Störung zu verursachen, während auf der Bühne gespielt wurde! Die Hälfte meines gesammten Baarvermögens hätte ich darum gegeben, wenn ich draußen gewesen wäre! Aber ich wagte die Flucht nicht — ich hätte mich sonst schämen müssen vor dem Thürdiener und dem Kellner.

Die Vorgänge im Saale hatten für mich nicht das geringste Interesse; der Kerger benahm mir alle Lust, beinahe auch das bißchen Verstand, und ich beschäftigte mich nur mit mir und der erlittenen Blamage. Wie ein frecher Bube zurecht gewiesen zu werden — das war doch entsetzlich! Wenn der Herr Stadtschreiber mich gesehen hätte! Wie er es bedauern würde, mich eingeladen zu haben! Ach, ich wußte garnicht, wie ich dazu gekommen war, mich unter die Leute zu drängen!

Hinter dem Vorhang hervor lugte ich aus nach dem großen Saale. Auf der Bühne sah ich bald Soldaten, bald Mädchen in weißen Gewändern. Eines der Mädchen sollte die Mutter Germania vorstellen; es stand auf einem rothen Sockel, sah starr vor sich hin, nach Art der ägyptischen Götzen, hielt in der einen Hand einen hölzernen Säbel, in der anderen einen Schild und schien sich vor dem Herunterfallen zu fürchten. Diese Germania, die so edel und wacker aussah und einen sehr breiten Mund hatte, fesselte unwillkürlich meine Aufmerksamkeit, und ich empfand Mitleid mit ihr. „Wenn sie nun wirklich sie!“ dachte ich — und unmittelbar darauf widerfuhr ihr thatsächlich ein Unglück. Hinter ihr standen ein paar Männer, die wie Briefträger gekleidet waren und große Fahnen hielten; einer der Männer gerieth ins Stolpern und stieß dabei der Germania die hübsche Papierkrone vom Kopfe. Die Zuschauer lachten laut; ein Mann, der auf der Bühne, feinstwärts vom rothen Sockel, ein Gedicht vorlas, brach mitten im Satze ab, und die arme Mutter Germania, die zunächst nur verschämt und verlegen lächelte, doch auf ihrem hohen Posten ansharren wollte, sprang beim Schweigen des Vorlesers vom Postament, schleuderte heftig die hölzernen Zeichen ihrer Streitbarkeit von sich, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und verschwand hinter einem kleinen Walde von Lorbeer- und Oleanderbäumen. Das Gelächter wurde stärker, schallender, und besonders die Damen schienen außer Rand und Band zu gerathen vor Vergnügen. Wie roh, wie abscheulich mir dieses Lachen vorkam! Ich hätte weinen mögen, so leid that mir das unglückliche Mädchen. Von vornehmen Leuten hätte ich solche Gemüthsrohheit

nicht erwartet. Einige klatschten sogar vor Entzücken über das Mißlingen des „lebenden Bildes“ mit den Händen.

Muse erschollen, Geschrei erhob sich. Die Mutter Germania sollte auf ihren Sockel zurückkehren; der Vorleser sollte seine Aufgabe vollenden. Einige Männer begaben sich hinter die Lorbeer- und Oleanderbäume; sie zerrten die Germania, die nun ihr Gesicht mit dem Taschentuch bedeckte, hervor und redeten lebhaft auf sie ein; doch sie schüttelte abwehrend den Kopf, drängte die Herren von sich und entfloß in den Saal, wo sie meinen Augen entwand.

Da ich mich unbeachtet sah, war ich hinter dem Vorhange hervorgetreten, und auf einmal erblickte ich in meiner Nähe den Herrn Stadtschreiber. Jetzt sah er auch mich, und ein heiterer Schimmer ging über sein Gesicht. „Na, da sind Sie ja!“ rief er, auf mich zutretend.

Jählings aber stutzte er und ließ die Hand, die er mir entgegenstrecken wollte, sinken; seine Augen glitten an meiner Gestalt entlang, und er fragte in verändertem Tone: „Gefällt's Ihnen?“

Ich nickte bejahend.

„Na, wenn's Ihnen nur gefällt!“ sprach er, wandte mir den Rücken und ging fort.

Ich hatte ihm nicht gefallen, das war mir so gleich klar; was er an mir auszufragen hatte, wußte ich nicht, dachte auch nicht weiter darüber nach; mir blieb ja die Gemüthsruhe, daß die seine Gesellschaft auch mir nicht gefiel. Ueber den Grund dieses Mißfallens verschaffte ich mir keine Klarheit; ich weiß nur, daß sie mir widerwärtig erschien und daß mich das Gefühl einer großen Enttäuschung besetzte. Ich hatte mir gebildete Leute ganz anders vorgestellt! Wie? — das wußte ich nicht und fragte auch, wie gesagt, nicht darnach. Aber meine Ansicht über sie hatte sich vollständig geändert.

Da ich öfters den Ausdruck „gebildete Leute“ anwende, muß ich erklärend bemerken, daß diese Bezeichnung in Thälungen zu der ortsüblichen Sprachmünze gehörte. An manchen Orten bildet ein Jeder sich ein, gebildet zu sein, selbst wenn er nicht weiß, ob Canada eine Insel oder ein Säugethier ist, und wenn er sich seinen Mitmenschen gegenüber der ärgsten Flegelerei schuldig macht; in Thälungen hingegen verstand man unter gebildeten Leuten solche, die entweder studirt hatten, oder ein Amt bekleideten, oder steinreich waren und in theuren Kleidern einhergingen. Der gewöhnliche Bürger, sogar der Kaufmannsstand, war bescheiden und einseitig genug, die Bildung den „besseren Ständen“ zu überlassen, wie bei uns die Reporter und die alten Weiber sagen; und wenn von einem Menschen erzählt wurde, er gehöre zu den Gebildeten, so geschah das allemal im Tone des Respekts. Freilich gabs auch Menschen, die sich in ihrem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein den Gebildeten beizählten, doch von der verständnißlosen Menge als solche nicht anerkannt wurden; zu diesen gehörten beispielsweise der Kirchendiener und — ich.

Als der Stadtschreiber mir den Rücken gewendet hatte, brannte mein verletzter Stolz aufs Neue auf, und raschen Schrittes verließ ich den Saal. Kann daß ich dem Thürdiener eine „Gute Nacht“ wünschte.

„War das die ganze Ehre?“ fragte ich, im Herzen lohvoll lachend, als ich der Herberge zurante. „Die ganze Ehre für den Dichter, der Euch eine Eisenbahn erdichten wollte? Aber wartet nur, Ihr sollt noch von mir hören! Wenn mein berühmter Name durch alle Welt erklingen wird, dann sollt Ihr bersten vor Aerger; — bersten, sag ich! weil Ihr mich habt wie einen gepropten Affen hinter dem Thürvorhange stehen lassen. O, Ihr eingebildeten Tröpfe, was seid Ihr alle miteinander gegen einen Dichter!“ . . .

In der Herberge kam ich an, als der Schneider das Abendgebet sprach. Er stand breitbeinig am Tische, hob die gefalteten Hände mit einer Wichtigkeit und Gespreiztheit empor, als erfülle er ein hochbedeutendes Staatsgeschäft, quarrte schleppend, eintrübnig und halb singend, wie ein wasserpöladischer Wallfahrtsvorbeter, sein frommes, ihm geläufiges Kapitel herunter und ließ dabei seine blöden Kalbsaugen im Zimmer umherschweifen; er mochte in jenen

Augenblicken an vielerlei denken — an den Proßt, den ihm die Sonntagsarbeit eingebracht, an all das Pöttelgeld, das im Laufe des Tages aus den Taschen der Kunden in seinen Geldkasten gerutscht war; er mochte das Schlafgeld berechnen, oder Erwerbspläne für den nächsten Tag entwerfen, doch sicherlich dachte er nicht an die Zerrworte, die von seinen Lippen kamen. Das war kein Beten; da fehlte jede Weiße, jede Innerlichkeit; das war eine erbärmlich rohe Pöffe. Er glück dem Leiermanne, der, die Sturmel drehend, seine zwei, drei Stücke herunterleiert und dabei erwartungsvoll hinauf nach dem Küchenfenster schielt.

Nach dem Beten schlug er eines der auf dem Tische liegenden Bücher auf und las einen Psalm. Er kannte ihn auswendig, denn nur ab und zu widmete er der Schrift einen flüchtigen Blick; viel mehr Aufmerksamkeit schenkte er jetzt der Küchenstür, wo seine Frau wiederholt erschien und ihm verstohlene Zeichen machte. Den Psalm sprach er mit ganz anderer Betonung als das Gebet; er verzerrte die Worte nicht mehr, er medierte. Die Kunden standen indeß mit gefalteten Händen an den Tischen und langweilten sich.

Dem Psalm folgte Gesang. Der Herbergsvater vertheilte eilige Bücher und nannte eine Seitenzahl; die Seite ward aufgeschlagen, je drei oder vier Kunden steckten über einem Buche die Köpfe zusammen, und das Kirchenlied sate. Auf gesungliche Schönheiten ward nicht geachtet; überhaupt schien der Herbergsvater kein Freund des Sanges zu sein. Ohne auf seine Mitsänger, die sich nicht rasch genug in sein Tempo zu fügen vermochten, Rücksicht zu nehmen, sang oder schrieb er flott eine Strophe herunter und schlug das Buch zu, bevor die meisten der Kunden das Lied im Buche aufgefunden hatten. Ohne Zweifel fand der Gesang nur statt, weil ihn die Vorschrift in den christlichen Herbergen gebot und wohl auch heute noch gebietet.

Etwas Seelenloferes und Pöffenhafteres, als diese „Abendandacht“, läßt sich schwer denken, und es sei mir gestattet, voraus zu bemerken, daß in den meisten der vielen „christlichen“ Herbergen, in die mich das Geschick führte, bei den Morgen- und Abendandachten derselbe abgeschmackte, kalte, nichts sagende Frömmigkeitston vorherrschte. Solche Gebetübungen sind vortrefflich geeignet, den Kunden das Beten zu verleiden.

Unmittelbar nach der letzten Silbe des Gesanges schrieb der Herbergsvater: „Wer noch was verzehren will, muß schnell machen; es geht jetzt zu Bett! Gutes Einfach-Bier ist da, Korn, Käse, Wurst — Alles, was das Herz begehrt! Bloss Bellkartoffeln giebt's nicht mehr; dazu ist's zu spät, da hättet Ihr Euch früher melden müssen.“

Obgleich keiner der Kunden sich auf diesen Aufruf hin meldete, brachte die „Mutter“ hurtig eine Flasche Korn, sowie eine Anzahl Schnapsgläser herbei; die heiligen Bücher wurden beiseite geschoben und das Tischchen mußte als Schnapsbüffet dienen. Das gute „Einfach Bier“ kam nicht zum Vorschein — nur der Schnaps.

„Also will Einer? Die Nacht ist lang, und ins Bett bring' ich nichts gebracht!“

Er lachte über diese witzige Wortwendung eher als die Kunden lachten, und blickte dabei fragend und forschend im Kreise umher.

„Nadlerlich brinten wer an Soroff!“ erklärte lustig ein alter Kunde und drängte sich an das Tischchen.

„Heute zum Sonntag muß man sich schon was anthun!“ ermunterte die Herbergs Mutter.

Der Schneider füllte sämtliche Gläser, und keineswegs vergeblich. Seinen einladenden Blicken folgten nach und nach die meisten der Kunden; sie suchten ihre letzten Kupfermünzen zusammen, zählten sie sorgsam auf dem Handteller, schöpften gute Hoffnungen für den nächsten Tag und warfen ihren schäbigen Reichthum dann mit übermüthiger Entschlossenheit dem Sanfteser in den Nachen.

„Die Mutter soll leben — proßt!“

„Der Vater daneben!“

„Proßt, proßt! Wohl bekomms! Aber besauft Euch nicht!“

Als die Flasche nahezu leer war, erfolgte die

Vertheilung der Schlafmarken. Ein „Sänstling“ erster Garnitur kostete fünfzig, einer zweiter Garnitur dreißig Pfennige. Ich wählte aus Sparfamkeit einen der letzteren Gattung und erstand eine Karte zu dreißig Pfennigen. Wollten in einem „Sänstling“ zweiter Güte zwei Mann gemeinsam schlafen, so hatten sie jeder nur zwanzig Pfennige zu zahlen.

Während des Kartenverkaufs hatte sich ein Mensch eingeschoben, der ansah, wie ein zur Arbeit schreitender Wegger. Er benahm sich auch so. Wie eine zum Schlachten bestimmte Hammelherde überblickte und überzählte er schweigend die Schaar der Kunden, rief dabei seine wulstigen Hände mit der schummigen Schürze, die seinen Vordertheil zierte, und streifte die Hemdärmel noch höher. Dann begann er die Kunden nach den Karten zu sortiren. Er schob sie, je nach der Karte, mit rauher Hand an bestimmte Plätze und bildete so drei Abtheilungen; bei dieser Beschäftigung verlor er kein einziges Wort, nur knurrte er fortwährend wie ein verdrießlicher Fudel. Wir mußten ihm unsere Legitimationspapiere ausshändigen.

Der Verkauf war beendet, die Abtheilungen standen geordnet da. Der Vater öffnete die Thür und kommandirte lustig: „Erste Eskadron marsch!“ Seinem Winke folgend gingen die zwei oder drei Mann, die Karten zu fünfzig Pfennigen gelöst hatten, hinaus; die Herbergsmutter folgte ihnen nach. In der nächsten Minute traf uns Dreißigpfennigsleute das Kommando, und, den Herbergsvater an der Spitze, marschirten wir hinaus und eine Treppe empor. Vor einer Thür wurde Halt gemacht. Der Schneider stellte die Lampe auf einen alten Tisch und rief: „Es wird gebient!“ Augenblicklich rissen die Kunden Röcke und Westen herunter, und wer Vorhemd und Stragen trug, entfernte in Eile auch diese Dinge vom Leibe. Ich folgte dem Beispiele der Anderen und erkannte bald, daß es sich um eine peinliche Leibesvisitation handelte. Der erste der Kunden stellte sich an das Licht, und der Herbergsvater durchforschte mit großer Sorgfalt den Hemdkragen und die Naht des Hemdes; er forschte nach dem Vorhandensein jener ungeflügelten Insekten, von denen in meiner Heimath die Sage ging, daß sie für uns Menschen gesund seien, da sie das Blut reinigen, so wie eine Kröte den Wassertümpel reinige, — nach jenen zarten Thierchen, die — wahrscheinlich ihrer rastlosen Thätigkeit wegen — von den Kunden als „Bienen“ bezeichnet werden, und die ich später unter dem prunkenden Namen „Deutsche Reichskäfer“ persönlich kennen lernte. Bei Zweien meiner Vordermänner wurden Bienen entdeckt. „Leben Sie recht hübsch wohl!“ spottete der Herbergsvater bei der ersten Entdeckung und schubste den unreinen Kunden zur Seite. „Ist'n Stroß finden Ihre Gäste Gesellschaft!“

Der Kunde ließ sich die Zurückweisung schweigend gefallen; doch aus seinem Gesicht sprach ein erbarmungswerther Jammer. So mag einem Sünder zu Muth sein, wenn er am jüngsten Tage bei dem großen Scheidungsroße auf die Seite der Böden verwiesen wird.

Sein Schicksalsgenosse erhob Widerspruch gegen die Zurückweisung; er meinte, wenn er Bienen hätte, so müßte er doch zu allererst etwas davon gemerkt haben. Aber der Visitator ließ sich nicht irre machen. „Wollen Sie mich Bienen kennen lernen, hä?“ fragte er stolz und beleidigt. „Da kommen Sie bei mir zu spät! Ist'n ersten Blick sah ich, daß bei Ihnen was los is. Das Bett versauen — na wissen Sie, da giebt's nicht bei mir! Da müssen Sie schon ins Hotel gehn!“

„Aber wie sollt' ich denn zu Bienen kommen!“ „Vielleicht sein sie zu Ihnen gekommen!“ lachte der christliche Herbergsvater, dem solche Antworten bereits geläufig zu sein schienen.

Die sauberen Kunden lachten pflichtschuldig mit, und der Schneider fühlte sich sichtlich geschmeichelt in dem Bewußtsein, daß er ein großer Wigbold sei. Die Reihe war an mir. Ich wollte, da bei mir das Bienen überflüssig war, am Schneider vorbeigehen und meinem Hintermanne Platz machen, doch er packte mich an der Hosenschnalle und zog mich mit den Worten zurück: „Halt nur, Bruder, halt! Wir wollen uns erst Dein Hemd mal ansehen!“

„Ich komme doch aus der Arbeit, nicht von der Reise!“

„Ganz egal! Bei mir geht's sauber zu! Wenns bei Ihnen anders is, kann ich nicht dafür!“

„Bei mir geht's auch sauber zu!“ rief ich erregt.

„Nu da, da! Man sollt's nicht for möglich halten!“

Er lachte über diese Verhöhnung, die komisch wirken sollte, und die Kunden lachten mit.

„O, Du erbärmlicher Fiß! Du dünner Holzloß, was bist Du mir gegenüber! Mich kannst Du garnicht beleidigen!“

Diese unfeinen Worte sprach ich nicht laut; ich dachte sie nur zu meiner Vernichtung; denn mir war, als müßte mir die Galle überlaufen. Der rohe Mensch unterfuhr mich so eingehend, wie er die Anderen unterfuhr hatte, und es schien, als wollte er in meinem frischen Sonntagshemd durchaus eines der nichtswürdigen Thiere ermitteln, denen sein heißer Forschungsgeist galt. Ich mußte alle Kraft zusammennehmen, um standhaft zu bleiben bei dem Gefühl schmachvoller Erniedrigung, das mich übermannen wollte. Heimgekehrt aus dem angefeuchten und elegantesten Gesellschaftskreise der Stadt, ward ich, wie ein Haderlump, auf Ungeziefel unterfuhr! Ein König im Reiche der Kunst, die Seele geschwellt von erhabenen Empfindungen und Gedanken, und hier in den Augen des christlichen Schneiders und der Kunden ein elender, gemeiner Hansnarr! In solchen Augenblicken lernt man begreifen, daß der Mensch im Leben allemal so hoch steht, als er sich selbst stellt. Wer diese Pfennigweibheit zur rechten Zeit zur Hand hat, dem ist sie plößlich hundert Kronen werth; sie verleih ihm die hohe Kraft, seine Widersacher zu verachten, oder zu bemitleiden.

Als endlich der Bienenjäger seine Krallen von mir abgelassen hatte, trat ich in das niedere Schlafzimmer, in das die Lampe nur spärliches Licht warf. Zu beiden Seiten des Raumes standen Betten, auf der einen Seite langhin an der Wand, auf der andern quer über das Zimmer. In dem sehr schmalen Gange, den die beiden Bettreihen bildeten, standen wartend die als „rein“ befundenen Kunden; durch wiederholte Zurufe untersagte ihnen der „Vater“ streng, selbstständig eine Lagerstatt zu wählen.

Die Visitation ist beendet; er tritt mit dem Lichte in den Raum, zählt die Betten ab, die uns zur Verfügung stehen, und ermahnt uns, nichts zu ruiniren; „denn die Betten sein nicht gestohlen, sie kosten Geld.“

Nicht einmal ein Stuhl ist vorhanden, auf den man seine Sachen legen kann! Kein Necken an der Wand, kein Nagel! Die Kleider müssen unter das Bett auf den Fußboden gelegt werden. Aber der Fußboden ist „reue“, wie uns der Herbergsvater belehrt; „er wird alle Tage ausgekehrt.“

Während wir uns entkleiden, kommt die Zwanzigpfennigkolonne anmarschirt, und sie wird von ihrem Führer „gebient“. Der Vater unterstützt hierbei seinen Assistenten, und so geht die wichtige Arbeit flott von statten. Auch diese Kunden legen sich zu Bett, allen Weisungen folgend, die ihnen der Herbergsvater im Befehlshabertone erteilte. In jedes Bett zwei Mann. Aber die Kuchestätten reichen nicht aus; zwei Mann sind überflüssig. Der Schneider weiß Rath. „Einer hierher, der Andere dorthin!“ befiehlt er, und sogleich schiebt ein bereits entkleideter Kunde seine Habseligkeiten unter mein Bett, drängt mich ungesümm zur Seite und legt sich zu mir.

Ich richte mich auf und will mein erworbenes Anrecht auf die Alleinbenutzung des Bettes wahren; allein der Herbergsvater erwidert grob, daß er keinen Skandal dulde und daß Jeder zu gehorchen habe, und mein fremder Bettgenosß offenbarte seinen lebenswürdigen Charakter, indem er mir einen Puff versetzte und sagte: „Halt's Maul, ich will Ruhe haben!“

Der andere Dreißigpfennigmann, dem ein Zwanzigpfennigsollege zurecht geworden war, protestirte gleichfalls gegen die Maßregel und forderte außerdem den zuviel gezahlten Betrag zurück; doch es erging ihm nicht besser als mir — er ward einfach zur Ruhe gewiesen; wenn es ihm nicht passe, könne er draußen auf der Wiese schlafen. Es ging wirklich sehr christlich zu in der christlichen Herberge!

Da mein Mitschläfer entseßlich aus dem Munde roch, wandte ich ihm den Rücken zu, lauschte einigen Stunden, die von ihren Fehdterfolgen erzählten, und schlief bald ein. Als der „Vater“ am anderen Morgen weden kam, hatte ich bereits mein Bündel zurechtgeschürt und meine Reisetoylette vollendet. Ich ging hinunter und forderte meine Papiere. „Die müssen erst eingeschrieben werden,“ erwiderte mir die Mutter; „trinken Sie nur erst Kaffee!“

Eigentlich war es meine Absicht, so rasch als möglich und ohne Frühstück aus der mir verhassten Bude zu enttrinnen, doch die „Mutter“ brachte mir Kaffee, und ich nahm ihn an, obgleich ich ihn nicht bestellt hatte. Dringend bat ich sie, mir die Papiere schnell zu besorgen. Trotz dieser Bitte mußte ich noch eine lange Weile warten.

Noch konnte ich nicht zur Stadt hinaus marschiren — noch gab es einen schweren Gang zu thun. Mein Arbeitsbuch mußte die polizeiliche Weihe empfangen, und ich schenkte mich, nochmals vor den Stadtsekretär hinzutreten. Doch dieses Ungemach blieb mir erspart; nachdem ich eine ganze Stunde gewartet hatte, da die Herren noch nicht zur Stelle waren, wies mich endlich ein Polizeidiener in eine Klausel, in der ein mir unbekannter Beamter saß. Er drückte den Polizeistempel in mein Buch, kriegelte unfeinlich seinen Namen darunter, und ich eilte erleichterten Herzens von dannen — über den Markt hinweg, zu einer schmalen Gasse hinaus und auf einem Feldwege nach der Chaussee. Keine mir bekannte Seele traf ich unterwegs, und das erschien mir als ein Glück.

Die Trümmerstadt meiner zerschellten Hoffnungen, meines zerfallenen Glaubens liegt hinter mir. . . . Thalungen, leb wohl!

(Fortsetzung folgt.)



Streifzüge durch das Reich der bildenden Kunst.

Von Scotus.

I.

Sascha Schneider.

Am Einzelnen Vieles lernen, am Kleinen das Ganze erkennen: dies sollte das Motto bei der Betrachtung von Kunstwerken sein. Von der bildenden Kunst der Vergangenheit bis zu der der Gegenwart ist ein ungeheurer Weg, und dem Einzelnen ist es kaum möglich, ihn völlig zu durchwandeln. Aber diese oder jene Etappe auf dem Wege ist Jedem zugänglich und an diesem oder jenem Künstler oder Kunstwerk aus der bunten Reihe kann man oft leichter und unbeeinflusster das Gebiet der gesammten Kunst beurtheilen, als bei dem mühsamen und langwierigen Durchackern des ungeheureren Feldes.

Den Lesern der „Neuen Welt“ ist der junge Künstler Sascha Schneider nicht mehr ganz unbekannt. In einigen seiner in schneller Folge erschienenen Bilder: „Das Gefühl der Abhängigkeit“, „Judas Tharioroth“, „Der Gedanke an das Unendliche“ und „Der Triumph der Finsterniß“ haben sie Gelegenheit gehabt, sich annähernd ein Urtheil über die Eigenart und den künstlerischen Werth Sascha Schneiders zu bilden. In unserer heutigen Nummer bringen wir nun zwei neue Werke Schneiders: „Eine Vision“ und „Um eine Seele“. Bei diesem Anlasse seien uns einige Worte zur Einführung in die Persönlichkeit des Künstlers und die Art seines Schaffens gestattet.

Vor kurzem ist in einem vornehm und geschmackvoll ausgestatteten, verdienstvollen Sammelwerke: „Meisterwerke der Holzschnedekunst“* auch eine Mappe mit zwölf Holzschnittkartons von Sascha Schneider erschienen. Außer den bereits angeführten Arbeiten enthält sie noch: „Der Anarchist“, „Eins ist noth“, „Ein Wiedersehen“, „Jesus in der Hölle“, „Der Mammon und sein Sklave“, „Der Gram“ und „Der Herr der Erde“.

Was uns an allen Bildern Sascha Schneiders am ersten in die Augen fällt, das ist das Allgemeine und Typische seiner Stoffe. Wir

* Bei J. J. Weber, Leipzig.

treffen nirgends bloß ein kleines Stück des Lebens ausgedrückt, nirgends einen Einzelfall, der Bezug hätte auf die ersten und nächsten Interessen des Tages. Es sind fernab gelegene, theils der Mythe und der Bibel, theils der abstrakten Spekulation entlehnte Stoffe, die auf den ersten Blick fesseln, gerade weil sie so fremd und entlegen anmuten. In zwei oder drei mythischen Gestalten, Menschen oder visionären Figuren, verkörpert der Künstler irgend einen großen, das tiefe und geheimnißvolle Wesen der Welt durchdringenden Gedanken.

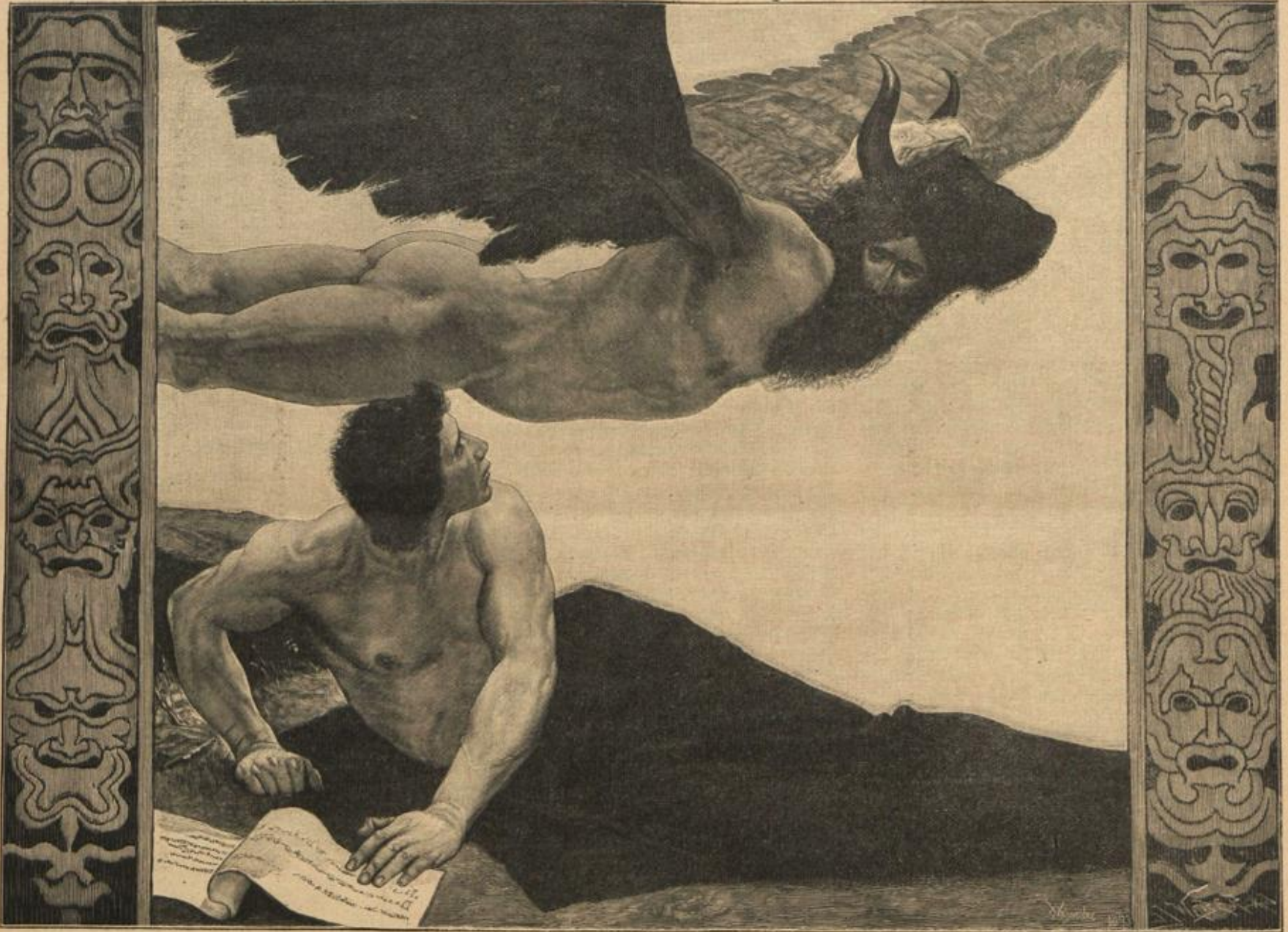
Und in zweiter Linie bemerken wir eine, man möchte sagen, bis zum Uebertriebenen geführte Einfachheit der Darstellung. Auf keinem der Bilder ist irgend ein nicht unbedingt zum Ganzen

genug dazu und als fürchte er beim Suchen der Formen und Ausdrucksmittel die Idee selbst zu verlieren. Und diese Hast im Suchen nach Ideen und nach möglichst schneller und primitiver Verkörperung ist durchwegs unverkennbar und es liegt in diesem Suchen ein großes Theil jugendlichen Ungestüms, der schnell Gedanken zu finden weiß, aber auch schnell mit der Verwirklichung fertig sein möchte.

Gehen wir zur Betrachtung der heutigen Bilder über. Das Bild „Eine Vision“ hat einen biblischen Gegenstand zum Ursprung. Ein in einem Buche, vielleicht der Bibel, lesender Jüngling, der von der Lektüre aufblickend ein seltsames Gesicht hat. Die betreffende Stelle im Propheten Hesekiel, die die Herrlichkeit Gottes versinnlichen soll, lautet: „Ein

stellung des Bibeltextes, bedeuten soll, bleibt unklar. Je näher man das Ganze betrachtet, desto verschiedenartiger könnte man es ansagen, ohne daß vielleicht eine einzige Auslegung die Absicht des Künstlers treffen würde.

Ganz anders und viel ergreifender ist das zweite Bild. Der Kampf der Finsterniß gegen das Licht um eine Menschenseele. Aus dem dunklen Hintergrunde heraus grinst das gierige Gesicht eines Ungeheuers, vielleicht den Teufel darstellend. Es streckt die langen Krallen nach dem Sterbenden aus, über den es sich fast ganz hingewälzt hat. Und die großen, leuchtenden Augen schauen voll gehässiger Gier und siegesicherer Schadenfreude nach einer Lichtgestalt hinunter, die in Haltung und Ausdruck



Eine Vision. Nach einem Karbon von Sascha Schneider.

Photographieverlag von Max Leoit in Berlin.

gehöriges Moment. Kengstlich vermieden sind zum Beispiel alle landschaftlichen Zuthaten, selbst dort, wo sie vielleicht die Plastik der Darstellung erhöhen und verschärfen würden. Und gerade diese schroffe Einfachheit der Mittel soll es sein, die dem Beschauer die Idee jedes Bildes umso eindringlicher vorführt. Gerade dadurch, daß ihm der Künstler nur die nothdürftigste äußere Gestaltung verleiht, tritt der kahle und ungeschmückte Gedanke des Bildes um so ernster hervor. — Auf der anderen Seite möchte man Schneider in dieser Beziehung, was die künstlerische Verwerthung der Stoffe betrifft, einen Verschwender nennen, in sofern, als er es vermeidet, seine Stoffe technisch auszunutzen und durch die Gewalt und Größe der Formen der Gewalt und Größe der Idee nachzukommen: alle äußerlichen Mittel, wie Farben und Dimensionen, läßt er bei Seite liegen. Es macht den Eindruck, als nähme er sich nicht Zeit

ungestümmter Wind kam daher mit einer großen Wolke von Feuer, das allenthalben glänzte. Und in der lichten Helle des Feuers war es gestaltet wie vier Thiere und jedes hatte vier Flügel und vier Angesichter, das eines Menschen, das eines Löwen, das eines Stieres und das eines Adlers. Wie gewaltige Wasser rauschten die Flügel und wie ein Getöse des Allmächtigen, und wenn sie niedersanken, so donnerte es über ihnen im Himmel.“ — Mit diesem Stoffe ist der Künstler ganz frei umgegangen. Aus einem weiten weissen Luftkreis heraus läßt er die Gestalt eines Mannes mit ungeheuren Flügeln schweben, ganz nah über dem Kopf des Jünglings, der ihn greifen kann. Von dem Erschütternden und Grausigen, wie es die biblische Mythe berichtet, ist hier nichts mehr zu finden. Es liegt wie unendliche Ruhe über dem Ganzen, wie eine nie endende Vision. Was das Bild, abgesehen von einer einfachen Dar-

vielleicht die schönste und innigste ist, die Schneider lieber geschaffen hat. Es ist ein rein symbolisches Bild und in drei Figuren ist der ewige Kampf und das ewige Ringen der Schicksalsmächte in der Menschheit zusammengefaßt. Bezeichnend ist — und wir werden noch weitere Beispiele hierfür finden — auch in diesem Bilde die Wiederkehr derselben sinnlichen Formen für verschiedene Sujets bei Sascha Schneider. Die Gestalt des bösen Geistes hier erinnert in Haltung und Ausdruck, in der ganzen Durchführung an das Ungeheuer auf dem Bilde „Gefühl der Abhängigkeit“, und zum Theil auch an den in Affengestalt auftretenden Teufel auf dem biblischen Bilde „Gins ist noth“.

Auch das Schaffen von Halbgestalten, aus Menschen und Thieren gebildet, findet sich bei Schneider öfters. Es ist zumeist das Bestreben, in diesen Symbolen die Bedeutung der Idee an-

schaulicher zu machen: ein Bestreben, das nicht immer gut geheißen werden kann. Von geradezu unschöner Wirkung ist es auf dem Bilde „Der Mammon und sein Sklave“. Die aufrechtstehende Gestalt eines Mannes in herrischer Haltung hat an Stelle des menschlichen Kopfes einen von einem Sonnenkreis umgebenen Vogelkopf. In der einen Hand hält die Gestalt eine Geißel drohend vor, die andere Hand senkt eine Kette zu Boden. Und vor der Gestalt zu Boden gesunken, mit der Stirne den Boden berührend, liegt der Sklave des Mammons mit demüthiger, unterwürfiger Haltung. Die Gestalt des Mammons ist es, die unschön wirkt, wenigleich die Eier und Habacht durch das Symbol des Geierkopfes besser zum Ausdruck kommen. Aber durch die

wachen, steht ein nackter Jüngling, der eine schon rauchende Bombe auf dem Kopfe trägt, um sie in das Innere des Palastes zu schleudern. Die Idee ist klar: die letzten Ausflüsse der letzten Kultur sind den ersten Herrlichkeiten der ältesten Kultur auf Erden gegenübergestellt. Das Prinzip der Zerstörung in Menschengestalt tritt an die kalte und fast unzerstörbare Pracht der Vorwelt heran. — Auch hier wieder begegnen wir der Vorliebe Schneiders für symbolische Halbgestalten, die er diesmal der historischen Wirklichkeit entlehnt. Die Köpfe der geflügelten Stiere sind die Köpfe assyrischer Könige, mit der Tiara geschmückt. Und diesem assyrischen Typus begegnen wir noch zweimal auf Schneiders Werken.

Zuerst auf dem Bilde „Der Herr der Erde“.

geschmückt, aus der die Hörner des Kopfes hervortreten. Hinter ihm der Tod, halb als Skelett, halb als Mensch, mit den Händen die Sense umklammernd und auf dem Haupte ebenfalls eine abenteuerliche Krone. Und zu Füßen des Höllenfürsten seine Geister, die sich erschreckt niederbücken und zu fliehen trachten. Links vom Beschauer in ähnlicher Gruppierung die Schaaeren der Verstoßenen, die aus dem Feuerschlund emporringen und an ihren Ketten zerrn. Und in der Mitte, in einem weiten Lichtkreis gehüllt, Christus, der den Kopf der Schlange zertritt und seine Arme erbarmend den Sündern zustreckt. — Sowohl in der Idee als auch der Ausführung ist dieses Bild nach den alten und ältesten Schablouen gearbeitet; nirgends darin,



Um eine Seele. Nach einem Carton von Sascha Schneider.

Photographieverlag von Max Leitz in Berlin.

seltsame und unorganische Verbindung geht die Wirkung wieder verloren. Wie viel ausdrucksvoller und trotz der Phantastik natürlicher erscheinend ist der Adlerkopf auf der visionären Figur unseres heutigen Bildes. Auch auf diesem Bilde aber zeigt sich die völlige Einfachheit der Mittel zum Zweck der Verschärfung der Idee. Was die Idee selbst betrifft, so ist sie genau dieselbe wie auf dem Bilde „Gefühl der Abhängigkeit“. Es ist auf beiden das ohnmächtige Sichfügen in eine dunkle, höhere Gewalt, das tiefe, erniedrigende Bewußtsein der eigenen Hilflosigkeit vor einem finsternen, unabweislichen Schicksal. Beide Bilder sind Symbole des Slaventhums der Menschheit.

Von viel größerer unmittelbarer Wirkung und Einfachheit ist „Der Anarchist“. Vor dem Portale eines assyrischen Königspalastes, dessen Eingang zwei ungeheure geflügelte Stiere mit Männerköpfen be-

Es stellt einen assyrischen König dar, in aufrechter, selbstbewußter Haltung vor seinem steinernen Throne stehend. Und mit seinem Fuße tritt er das Kreuz Christi, gleichsam als Sieger der brutalen Herrschergewalt über das Prinzip der Nächstenliebe und der Religion des Friedens. Die Idee dieses Bildes ist nicht ganz klar: nicht die Pracht und Herrlichkeit jener Barbarentkultur der Vorwelt hat über die Kultur des Christenthums gesiegt, sondern dem Christenthum mußte die Pracht und Selbstherrlichkeit der Vorwelt weichen.

Das zweite Mal begegnen wir dem assyrischen Typus — und hier ist er am reinsten ausgeprägt — in der Gestalt des Teufels auf dem Bilde „Christus in der Hölle“. Zur Rechten des Beschauers auf einem abenteuerlichen Throne, um den sich die Schlange ringelt, der Teufel, in tückischer, spähender Haltung, mit einer phantastischen Krone

von einigen bizarren Aenkerlichkeiten abgesehen, verräth sich die Eigenart Schneiders, seine Stoffe tiefer und ursprünglicher zu durchdenken. Die ganze Anlage des Bildes hat etwas Theatralisches und auch die Figur Christi verräth äußerliche Pose. Aber umso mehr zeigt Schneider gerade hier in der Ausführung der einzelnen Figuren, in der ganzen Dekonomie der Mannausnutzung und in der wirkungsvollen Vertheilung von Licht und Schatten seine meisterhafte Technik. Und gerade hier kann man besser als an einem anderen Werke erkennen, daß die Sucht des Künstlers nach primitiven Formen keineswegs im technischen Unvermögen liegt.

Von ungleich tiefer verinnerlichter und ergreifender Wirkung ist ein anderes biblisches Bild, betitelt: „Ein Wiedersehen“. Auf einem niederen Stuhle in vorgebeugter Haltung sitzt Christus, die Hände auf dem Schooß gefaltet, und schaut mit

ernstem, fast verständnißlosem Blick auf den verzweifelt vor ihm knieenden Judas, der ihm den Säckel mit den Silberlingen entgegenstreckt. Die Gestalt des Verräthers umgeben zwei Figuren: im Hintergrunde der Teufel, wieder in Gestalt eines affenähnlichen Lingethüms mit Fledermansflügeln, und ein Engel mit lichten Flügeln und einem aus symmetrisch gesetzten Augen gebildeten Kleide. Die Symbolik bringt hier wenig Neues zur Idee. Das ganze Interesse ist auf die beiden Hauptgestalten gerichtet, auf die tieferen Seelenruhe und Unerlöschlichkeit Christi und auf den wahnsinnigen Verzweiflungschmerz des Judas Ischarioth. Und in dieser Art von Darstellung ohne jegliche Uebertriebenheit der äußerlichen Momente ist Sascha Schneider Meister.

Das Gleiche in Bezug auf Uebermaß und einfache Würde läßt sich von dem nächsten Bibelbild: „Eins ist noth“ sagen. Auf einem niedrigen Hügel steht ein Lichtes, in den dunklen Raum hineinragendes Kreuz. Das Kreuz trägt die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die Lösung, die einst die ungeheure französische Revolution begleitete. Und an das Kreuz geknüpft steht Christus aufrecht und predigt zu der Menge, die vom Fuß des Hügelns horchend, doch ohne Verständniß zu ihm emporschaut. Hinter dem Kreuze aber klettert der Teufel als Affe mit Fledermansflügeln empor und grinst über den Luerballen hinweg. Es ist die Predigt der Liebe und Freiheit, die Predigt des Menschenthums, den Menschen gegenüber, die von Freiheit und Liebe nichts zu fassen vermögen. Und höhulachend lauert im Hintergrunde das Symbol der Niedertracht und Tücke und lacht über den Prediger der Menschlichkeit und zeigt in seiner eignen Affengestalt, wie vergeblich das Wort der Freiheit, der mit Blut und Schmerz errungenen Freiheit, zu einer stumpfen und blöden Masse ist. Gerade dieses Bild Sascha Schneiders ist eines von den wenigen, das in großen Zügen eine immer wiederkehrende Wahrheit veranschaulicht.

So wie die hier angeführten Stoffe zumeist der Sage und der Bibel entnommen sind, findet man auf allen immer wiederkehrende gleiche Züge und Figuren. Man kann sagen, daß es im Ganzen stets nur ein kleiner Ideenkreis ist, den Sascha Schneider bisher bearbeitet hat, aber auch, daß er durch neue Art der Behandlung und neue Auffassung diesen Ideenkreis zu vertiefen und durchdringen gesucht hat. Die Vorliebe, stets dieselben äußerlichen Formen und Figuren zu benutzen, bringt wohl in die zerstreuten Ideen eine gewisse äußere Einheitlichkeit, erinnert aber auch an eine Art von Maniriertheit, die in der Kunst nur zu oft zu finden ist. Es gemahnt gleichsam an die Begleitung in der Musik, die oft dieselbe bleibt, während das Thema wechselt. Die größte Kunst ist die, welche ihren Gestalten stets ein neues Gewand zu verleihen weiß. Aber den wirklichen Grund für diese Maniriertheit bei Sascha Schneider hat man anderswo zu suchen; und hiermit kommen wir auf das eigentliche Wesen seiner Persönlichkeit.

Sascha Schneider ist kein Künstler des wirklichen realen Lebens. Er vermochte es bisher nicht, die Natur in ihrem großen Wechsel, in ihrer Mannigfaltigkeit und das Leben in seinen bunten Kontrasten zu zeichnen; gleichwie er noch nicht vermochte, das Landschaftliche in der Natur zu schauen und wiederzugeben. Sascha Schneider ist im innersten Wesen bisher ein Grübler, man möchte sagen, ein metaphysischer Grübler. Er sucht fast überall das letzte Weltwesen, er sucht fast überall Erklärungen für das letzte Weltwesen. Bilder, wie „Der Anarchist“, „Das Gefühl der Abhängigkeit“, „Der Gedanke an das Unendliche“ beweisen es.

Ferner ist Sascha Schneider kein Erotiker, ein Moment, das sehr in Betracht kommt. Alle Kunst jedweder Art hat zum Theil als Zweck, zum Theil als Mittel die Erotik nöthig. Die tiefe Sinnlichkeit, die das Wesen alles Lebens ausmacht, um die sich alles Leben und Treiben auf Erden dreht, die ernste Sinnlichkeit, an die sich alle Schmerzen und alle Hoffnungen der Menschheit knüpfen, — sie ist Sascha Schneider bisher ein fremdes Element. Beweis dafür: wir finden keine Frauengestalten auf seinen Bildern, wir finden nirgends ein Thema der Liebe, nirgends auch nur die leiseste Erinnerung

an das, was das menschliche Leben treibt und bewegt. Ja noch mehr: wir finden nirgends Bewegung und Wechsel. Schneiders Kunst gemahnt an den Stein, sie ist unerlöschliche Ruhe. Wir haben an dem Bilde „Eine Vision“ bemerkt, daß selbst das Schattenhafte und Dürchende eines Traumgesichtes unter der Hand Schneiders zum ewig Ruhenden wird. Man sage nicht, daß dies das Erbtheil aller bildenden Kunst sei. — eine Frühlingslandschaft Hans Thomas' athmet Bewegung, man ahnt den weichen wehenden Hauch der Frühlingslüfte, man ahnt das Keimen und Sprossen der Natur. In der „Sphinx“ von Franz Stud wird selbst der Stein zum lebendigen Weib und man hat das tiefere Gefühl, zu schauen, wie es sich niederbeugt. Und wo wir uns umblicken in der bildenden Kunst, entdecken wir Leben und Bewegung. Und wo wir uns umblicken in den Werken Sascha Schneiders, entdecken wir steinerne Ruhe und Lebenslosigkeit. Und gerade deswegen hat die Kunst Schneiders einen eigenthümlichen Reiz: den Reiz des Monumentalen, trotz der primitiven Mittel, und den Reiz der kalten Askeze.

Daran knüpft sich auch ein drittes Moment, das uns durchwegs bei Sascha Schneider in die Augen fällt: Sascha Schneider hat keinen Humor. Ich meine nicht den Sinn für die Lächerlichkeiten und komischen Auswüchse des Menschenlebens, sondern die innere Freude, dieses Gefühl des ruhevollen Betrachtens und Begreifens aller Wandlungen und jedes Wechsels, diese Freude an Leben und Bewegung, die die starre Kunst erst mit schimmernden Lichtern umgibt. Sascha Schneiders Gestalten sind ohne Ausnahme ernst und feierlich. Sascha Schneiders Gestalten sind Menschen oder Phantasiegebilde, die nur denken, gleichwie der Künstler, der sie schuf, nur denkt. Sascha Schneiders Gestalten sind aber auch leidenschaftslos. Wenn wir die Reihe der hier besprochenen Bilder durchgehen, wir finden nur zwei Leidenschaften ausgeprägt: Die Hölle und den Haß auf der einen Seite, den Schmerz und die milde Verführbarkeit auf der anderen Seite — wir finden nur Engel und Teufel. Und daneben finden wir wieder starre, schauende, denkende Menschen. Auch hierfür giebt es einen, wenn auch flüchtigen und nebensächlichen Beweis: Sascha Schneider vermeidet es, wo er kann, die Gesichter seiner Personen zu zeigen. Auf zwei Bildern: „Gefühl der Abhängigkeit“ und „Der Anarchist“ sind die Personen direkt abgekehrt. Auf dem Bilde „Der Mammon und sein Sklave“ hat die eine Figur einen Vogelsoß, die andere Figur hält ihr Gesicht zu Boden. Auf dem Bilde „Der Gedanke an das Unendliche“, das ein neuer Beleg für die metaphysische Grüblerie Schneiders wäre, hat die Figur fast gar kein Gesicht. Es ist ein halb abgekehrter, lichter Kopf, in dem nichts ausgeprägt ist. Dagegen zeigen sich die Gesichter, in denen Haß und affenartige Zustände wohnen, stets voll, und Gesichter, in denen Gram und Schmerz und sonstige lebendige Momente verkörpert werden, fast nur von der Seite. Wohl aber sucht der Künstler diesen Mangel mit prachtvoller Technik durch die Haltung seiner Gestalten zu ersetzen, ja, man kann sagen, daß er dadurch vielleicht mehr von dem Seelenzustand auszudrücken weiß, als es ihm durch den Ausdruck des Gesichtes gelingen wäre.

Sascha Schneider ist gegenwärtig sechsundzwanzig Jahre alt. Er stammt von deutschen Eltern, hat aber seine Jugend in Rußland verlebt. Diese Eindrücke, welcher Art sie auch gewesen sein mögen, prägen sich unverkennbar in seinen Werken aus. All das Abstrakte, Innerliche, Melancholische, Grüblerische möchte man auf die seltsame Mischung von Germanen- und Slaventhum zurückführen. Wir haben in großen Zügen die wichtigsten Momente bei Betrachtung der Kunstwerke Sascha Schneiders angeführt. Neben vielen Vorzügen wenige, aber ernste Mängel. Und gerade die eigenthümliche Vertheilung von Mängeln und Vorzügen hat dem jungen Künstler einen so raschen und wohlverdienten Ruhm eingetragen. Möge seine Weiterentwicklung eine so glückliche sein, wie seine Anfänge waren.

Sterbgedanken.

Von Tor Hebbberg. Deutsch von Wilhelm Theil.

Wenn der Herbst sich naht und die Tage schon kürzer werden, dann scheint die Natur von dem glühenden Verlangen erfaßt zu werden, sich noch einmal in all ihrem Glanze zu zeigen. Eine Art Fieber treibt den Saft in den Pflanzen, die Blätter trinken das Licht, färben sich purpurn, und das ruhige, glückliche Grün verwandelt sich in eine unklare, bewegliche Masse, die in zitternde, warme Farben getaucht ist. Der Wald ist dann schöner, reicher als je, aber auch trauriger, denn unter dieser Farbenpracht verbirgt sich eine Ahnung der Hüfälligkeit und des Todes. Still und schweigsam wächst diese Ahnung. Das Fieber, das die gelb gewordenen Blätter verbrennt, verzehrt sie, und der Herbst rückt unerbittlich näher.

Endlich kommt ein Tag, da der Himmel blaßblau, ohne die geringste Wolke sich zeigt; die Luft ist kälter, durchsichtiger, und auf diesen Tag folgt eine eisige Nacht. In dieser hellen Nacht liefert die Natur ihre letzte Schlacht, sie kämpft gegen ihren Todfeind: die Kälte. Am Morgen, wenn die rothe Sonne am Horizont aufsteigt, glüht der Frost auf Gras und Blättern. Dann ist der Kampf beendet, das Fieber erloschen, und die Blätter fallen ohne Gnade eins nach dem anderen.

Dieser erste Frost hatte sich über der Landschaft gelagert, doch während des folgenden Tages war die Luft milder geworden, die Sonne hatte die leicht gehärtete Erde wieder weich gemacht. In dieser Stunde verschwand sie hinter dem Nichtegehölz; die Dämmerung sank langsam hernieder und man spühlte durch die Atmosphäre fast einen Frühlingshauch streichen. Doch durch das Schweigen hörte man ein endloses Geräusch, ein geheimnißvolles Rauschen, wie ganz schwache Seufzer, wie die Klage unsichtbarer Elfen, die sich in der Luft schaukelten; das waren die Blätter, die sich von ihren Zweigen lösteten und zur Erde fielen.

Starr ließ ihre Arbeit auf die Knie sinken und blickte hinaus. Plötzlich fühlte sie sich von dem niederdrückenden, beängstigenden Eindruck der Traurigkeit der Natur ergriffen. Sie hatte dem Vorrücken der Jahreszeit von einem Tage zum andern zugehört; sie hatte Schritt für Schritt den Leichenzug beobachtet, und doch war es ihr, als entdeckte sie jetzt zum ersten Mal, daß der Herbst drohend, unerbittlich vor der Thür stand. Ein unerklärliches Gefühl bemächtigte sich ihrer; die vertraute Landschaft nahm in ihren Augen ein seltsames Aussehen an. Man hätte glauben können, der weite Raum zwischen diesen kahlen Zweigen vergrößere, erweitere sich, und ganz im Hintergrunde las sie eine geheimnißvolle Frage. Sie dachte darüber nach, denn sie war nicht sicher, sie auch verstanden zu haben, doch es quälte sie die Ueberzeugung, daß sie nicht wußte, was sie darauf antworten sollte.

„Es giebt keine Antwort darauf“, murmelte sie vor sich hin.

Der Ton ihrer eigenen Stimme entriß sie ihrer Träumerei, über die sie mit blaßem Lächeln spottete. Aber einen Augenblick später schalt sie sich aus, daß sie gelächelt. und nun. nun hatte sie die eigenthümliche Empfindung, daß sie sich selbst ein Räthsel war; sie erkannte sich nicht mehr; ihre Seele erschien ihr als eine unbekannte Welt — wie diese Landschaft vor ihrem Fenster — eine Welt voller Unklarheiten, an die sie nicht zu rühren wagte und die sie doch anzog, obwohl sie Furcht davor empfand. Das war ebenso, als wenn sie auf ihren Spaziergängen durch den Wald auf einen Fußpfad kam, den sie noch nicht betreten hatte; es war dieselbe unklare Anziehungskraft, dieselbe unbestimmte Furcht. Mit der Lebhaftigkeit eines Kindes ging sie einige Schritte auf dem ihr unbekanntem Pfade; dann wurde sie plötzlich von einer gleichgültigen Mattigkeit ergriffen, dachte: „Vielleicht finde ich den Weg nach dem Hause nicht mehr wieder?“ und drehte, ein wenig seufzend, wieder um. In diesem Augenblick ging nichts Anderes vor sich; sie machte einige Schritte in sich selbst hinein sozusagen und

kehrte, von der Furcht beherrscht, ihren Weg nicht mehr wiederzufinden, mit einem Seufzer um.

Wieder nahm sie ihre Arbeit zur Hand und begann von Neuem zu nähen. Ihre Kinder spielten in dem Wohnzimmer. Ihr Mann kam aus seinem Kabinet, ging in der Stube ein raarmal auf und ab, blieb neben ihr stehen und streichelte ihr, seiner Gewohnheit gemäß, die Haare, wie er es immer that, wenn ihn eine Idee beschäftigte. Er sagte, das beruhige ihn. Karin erhob die Augen und nickte ihm freundlich zu, wie immer. Er ging wieder in sein Zimmer zurück. Als er die Thür schloß, brach sie beinahe in Thränen aus, ohne zu wissen, warum, und mit Mühe unterdrückte sie die Thränen in einem stummen, zitternden Schluchzen.

Der Lärm der Kinder wurde stärker. Ein Streit hatte sich erhoben, der in eine „Schlacht“ auszuarten drohte. Endlich riß der Älteste heftig die Thür auf, steckte den Kopf hindurch und sagte: „Mama, wie alt bist Du?“

Karin zitterte, als hätte man sie geschlagen. Dann antwortete sie kurz, mit harter Stimme: „Dreißig Jahre.“

Die Thür schloß sich wieder und man hörte eine der Kinderstimmen die andere triumphirend überschreien.

Karin hatte sich in großer Hast erhoben. In ihrer Seele herrschte eine solche Aufregung, daß sie nicht mehr ruhig sitzen bleiben konnte. Es war ihr, als fühle sie etwas in sich wachsen und aufspringen; sie hatte die Empfindung, als müßte ihr die Brust zerpringen. Sie drückte sie mit beiden Händen so heftig, daß sie sich wehe that, nur um diesen Schmerz nicht mehr zu fühlen, der sich wie eine scharfe Stahlspitze in ihr Herz bohrt.

Vor dem Spiegel blieb sie stehen, schob die Haare aus der Stirn und betrachtete sich lange Zeit. Sie suchte nicht, ob Runzeln sich an den Augentwimpern zeigten, ob ihre Stirn weniger weiß, weniger rein als früher war; sie beobachtete nicht an ihren Schläfen das Erscheinen des ersten grauen Haars. Ihre weit aufgerissenen Augen befragten ängstlich das Bild, das sie da im Spiegel betrachtete, als wollte sie in den Tiefen einer Seele lesen. Dann fuhr sie langsam, streichelnd mit den Händen über ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Taille, um sie gleich wieder nutzlos sinken zu lassen.

Und wieder trat das Wort auf ihre Lippen: „Es giebt keine Antwort!“

Was wollte sie sagen? Sie wußte es kaum. Sie wußte nur, daß etwas Großes und Schönes, das Kostbarste, was sie besaß, langsam, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag vertrocknet war; doch jetzt war es auferstanden und klopfte mächtiger denn je an die Thür ihrer Seele, weinte, bat und befahl. Sie wußte auch, daß sie eifrig nach einem unerreichbaren, übermenschlichen Ziele strebte. . . Nach welchem Ziele? Sie hätte es nicht zu sagen vermocht, es war gleichsam eine Offenbarung, eine Stimme aus der Ferne, die ihr den Frieden, den Trost brachte und ihr sagte: „Ich liebe Dich!“

Mit kurzem, bitterem Lachen wandte sie dem Spiegel den Rücken. In diesem Augenblick hörte sie, wie sich ihr Mann der Thür näherte. Bevor er noch die Hand auf die Klinke gelegt hatte, war Karin in das Entschlafzimmer gestürzt, hatte Hut und Mantel ergriffen und lief die Treppe hinunter. Als sie im Hofe war, zog sie den Mantel an und setzte den Hut auf, den sie aber sofort wieder abnahm und in der Hand behielt. Mit kleinen, schnellen Schritten wandte sie sich dem Walde zu.

Sie dachte daran, wie oft sie ihm vor zehn Jahren gesagt hatte, daß sie ihn liebe, ihn, denselben Mann, vor dem sie heute floh. Liebt sie ihn damals wirklich? Dieser Zweifel schoß ihr durch den Kopf, doch sie verjagte ihn. Seit zehn Jahren waren sie verheiratet; sie hatte ihm vier Kinder geschenkt, und doch floh sie heute vor ihm, wie man flieht, um sein Leben zu retten. Sie suchte dafür keine Erklärung; sie faßte die klare, deutliche, schroffe Wirklichkeit ins Auge.

Nun zeigte ihr ihre Phantasie, wie es sein würde, wenn sie ihre Häuslichkeit in derselben Stunde für immer verließ und durch die Welt zog,

um . . . Um das Glück zu suchen? fragte sie sich zuerst lachend, dann sehr ernst. Ihren Antheil am Glück! Sie wußte wohl, daß es sich um einen leeren Traum handelte, doch sie bemühte sich trotzdem, ihn zu durchleben; wie ein richtiges Kind versenkte sie sich, närrisch glücklich, in denselben; denn sie ahnte, daß sie am Schlusse des Traumes irgend etwas erwartete, etwas Schmerzliches, Ernstes, Feierliches; vielleicht mußte sie Allen, was ihr theuer war, auf immer Lebewohl sagen.

Sie hatte den Wald erreicht. Sie ging zwischen den weißen Birken hindurch; die trockenen Blätter knisterten unter ihren Füßen und hörten nicht auf, eins nach dem anderen unerbittlich um sie herum zu fallen.

Karin hatte das Fieber, ihr Puls schlug heftig; sie empfand jene Beklemmung, die den wichtigen, entscheidenden Handlungen vorangeht. . . Und doch wußte sie wohl, daß sie nicht handeln, daß Alles wie vorher bleiben würde. Doch als dieser Gedanke sie mit der Stärke einer Gewißheit traf, fühlte sie sich von einer solchen Verzweiflung erfaßt, daß sie zu sterben glaubte. Wieder versenkte sie sich in ihren Traum, durch die Welt zu ziehen und das Glück zu suchen.

Plötzlich war es ihr, als bemächte sich ihrer eine eifige Ruhe; sie blieb stehen, setzte sich dann auf einen Stein und lehnte sich an einen Birkenstamm. Sie war müde; ein Bleigewicht lähmte ihren Körper, ihr Kopf fiel auf die Brust zurück; sie schloß die Augen. Von Neuem murmelte die geheimnißvolle Stimme ihr ins Ohr: „Ich liebe Dich!“

Ein heftiger Sturm von Neuen und Bedauern drohte, ihre Brust zu sprengen; ihre entflammte Phantasie beschränkte sich auf ein fieberhaftes, glühendes Sehnen nach dem Glück, der Liebe, der Freuden der Jugend, nach Allem, was ihr Denken und ihre Träume jemals an Großem und Schöнем heraufbeschworen hatten, nach dem Leben, dem wahren, vollen, vollkommenen Leben, das man niemals kennen lernt und das doch existiren muß, da man ja stets darnach strebt. . . Gleichzeitig fühlte Karin, wie das andere Leben, das wirkliche, ernste und unvermeidliche Leben zu ihr herabstieg und wieder ganz und gar von ihr Besitz ergriff.

Und sie weinte, weinte, wie sie nie geweint hatte; stürmische, endlose und so bittere Thränen, daß man glauben konnte, Alles, was ihrem Leben irgend welchen Werth verleihe, fließe mit ihnen dahin.

Eins nach dem anderen lösten sich die Blätter von dem Birkenbaume und fielen auf die Erde. Einige bedeckten Karins Kleid, die an der Erde saß, ihren letzten Kampf lieferte und ihrer Jugend Lebewohl — das letzte Lebewohl sagte.

Die Kinder lagen schon im Bett, als Karin nach Hause zurückkehrte. Ihr Mann las die Zeitung. Sie nahm ihre Arbeit und setzte sich an den Tisch, an ihren gewöhnlichen Platz. Er las noch einige Augenblicke, dann ließ er plötzlich das Blatt fallen und fragte sie: „Wo warst Du hingegangen?“

Karin antwortete nicht.

„Warum bist Du ausgegangen?“ fuhr er ungeduldig fort. „Zu welchem Zweck?“

„Zu keinem,“ erwiderte sie kurz.

„Man muß für Alles, was man thut, stets einen Grund haben.“

Das war seine Lieblingsmaxime.

Karin sah ihn mit seltsamem Ausdruck an und erwiderte: „Ich habe die Idee gehabt, Dich und die Kinder zu verlassen.“

Der Gatte brach in lautes Lachen aus; doch plötzlich schwieg er und wurde sehr bleich. Aufmerksam betrachtete er seine Frau; plötzlich begriff er, daß das Leben doch nicht so einfach ist, als er bisher geglaubt und wie er es in seinen Neben geru behauptete. Er wurde von einer so tiefen Erregung erfaßt, daß die Zeitung seinen zitternden Händen entfiel.

Und noch lange Zeit nachher passirte es ihm, daß ihn dieselbe Furcht erfaßte, und er zog dann die Hand zurück, mit der er die Haare seiner Frau streicheln wollte. Dann betrachtete er sie bestürzt, als wäre er nicht ganz sicher, daß das auch wirklich seine kleine Karin war.

Skizzen aus der Ferne.

Von D. Kalt-Rentzang.

I.

In den Farnwäldern Australiens.

Viele, welche Jahre lang in Australien gelebt und wohl auch nicht unbedeutende Touren in den Kolonien dieses Erdtheiles unternommen haben, berichten, daß die Szenerie des australischen Urwaldes durchaus ein monotones Gepräge trage. Will man gerecht sein, so kann man dieses Urtheil nur theilweis bestätigen und voraussetzen, daß jene Berichtersteller entweder nie solche Plätze besucht oder achtlos daran vorüber geschritten sind, wo die australische Natur in einer nie gesehnen tropisch erscheinenden Pracht sich entfaltet. Wie die todt, einsörmige Wüste ihre fruchtbringenden, erquickenden Oasen, so hat die australische Waldesnatur ihre geheimen Schlupfwinkel, in welchen sie das Schönste verborgen hält, was zu erzeugen sie fähig ist — und dies sind ihre Farnbaum-Schluchten. Der Botaniker wie der Entomolog folgt nicht der breiten wegsamen Ebene, die der Wanderer der Bequemlichkeit halber nur so ungern verläßt; ihm eröffnen die dunkeln, feuchten Schluchten, die verworrenen, fast unzugänglichen „nooks“ (Winkel) der hohen Gebirgspartien Schätze, die ihm reichlich alle gehalten Mühen lohnen, und hier erst öffnet sich dem Naturfreunde ein Tempel, in welchem er gern als dienender Priester weilen möchte.

Besuchen wir eine solche Schöpfung! Unsere Pferde sind nach einem guten Tagesritt müde, und da die Sonne sich dem Horizonte der weiten Ebene hinter uns schon sehr genähert hat, so ist es besser, zu rasten und morgen die Tour fortzusetzen, um in die hinteren Schluchten des vor uns sich erhebenden Gebirges einzubringen. Bald ist eine passende Stelle zum Nachtlager gefunden, die ringsum von grünendem Gebüsch eingeschlossen, während ein schmaler aber klarer Wasserfaden, vom Gebirge kommend, unfern von uns melodisch vorüberrieselt. Wir schnallen die weißen Decken (unser Buschbett) ab, entfalten die Pferde und kuppeln oder ketten die Vorderfüße jedes einzelnen.

Bald lodert ein mächtiges Feuer, lebhaft genährt von den massenhaft umherliegenden todtten Ästen und Zweigen der Bäume. Da wir dieses Feuer hart an einem gefallenen Baumstamm angezündet und der Abendzug die Flamme gegen den Stamm treibt, so glüht derselbe an dieser Stelle bald in hochdunklem Purpur, und wir haben keine weitere Mühe, das Feuer während der Nacht zu unterhalten. Unser mit klarem Gebirgswasser gefüllter Pot (verzimter Kochtopf) sprudelt über, und eine Hand voll Thee, die wir hineinwarfen, verbreitet einen aromatischen Geruch, einladend für erschöpfte Reisende. Einem frugalen Male von Brot und Speck oder Schinken folgt das dampfende Pfeifchen; die Decken werden ausgebreitet; man wickelt sich hinein und streckt sich aus, den Sattel als Kopfkissen benutzend. Die Nacht ist dunkel, aber über den Kronen der Bäume entfaltet sich die Sternpracht der südlichen Hemisphäre, und es leuchtet hernieder von tausend fernem, klaren Sonnen. Leise rauscht es im Walde; einige Nachtvögel mit schwerem Flügelschlag und schrillum Gekreisch unterbrechen die geheimnißvolle Ruhe, und man ist mit seinen Gedanken allein noch wach. Aber wie herrlich ist dieses Gefühl der Freiheit! Man sehnt sich immer wieder darnach und kann es nie im Leben wieder vergessen. In den Bäumen knirscht und klappert es, und Stücken von Zweigen oder abgestorbenen Ästchen fallen hernieder. Es sind Dpossums, die ihre nächtlichen Wanderungen beginnen und sich von Blättern und Blüten der Eukalypten (Gummibäume) nähren. Man lauscht noch auf Dieses oder Jenes, aber immer unklarer werden die Sinne; eine neugierige Känguruhratte, welche, angelockt vom Geruche des Brotes, vorsichtig näher kommt und „Männchen“ macht, findet endlich die ganze Gesellschaft in tiefem Schlafe und hüpf mit einer geraubten Brotrinde in das Dunkel zurück.

Plötzlich erwachen wir. Naturstimmen fallen in unser Ohr. Der Magpie (australische Eiste) orgelt sein liebliches Morgenlied; die Pferde schaukeln und springen mit gefesselten Vorderfüßen unweit von uns herum, sich des Morgenthauens zu erwehren, der stark und kühl herabfällt. Wir öffnen die Augen und blicken in den dämmernden Morgen hinein. Unsere Decken fühlen sich naß an und liegen schwer auf uns; aber der halbdurchbraunte Baumstamm glüht noch lustig im Inneren fort und verlaugt nur ein wenig trockenes Holz, um sofort wieder anzufachen. Wir springen aus unseren Decken und jodeln nach Herzenslust in den Wald hinein, die fauleren Schläfer weckend. Da erschallt plötzlich lautes Lachen über uns, rings um uns, als seien wir von Dämonen umringt. Es sind nicht zwei oder drei Stimmen, es sind Dugende. Das sind die Laughing Jackasses oder Lachvögel, die schon manchem Wanderer in der tiefen Einsamkeit des Urwaldes ein unheimliches Frösteln durch ihr dämonisches, aber menschenähnliches Lachen verursacht haben.

Thee und Frühstück ist eingenommen; die getrockneten Decken sind wieder zusammengerollt und festgeschmalt, und die Pferde stehen gesattelt bereit. Wir besteigen die Pferde, und mit munterem Trott auf hartem Waldeßgrunde reiten wir in dem jungen, duftenden Morgen dem nahen Gebirge zu, dessen wilde Schluchten unser Ziel sind. Die Gegend hebt sich immer mehr und bald gewahren wir hier und da schon vereinzelt Farnbäume, die gleich ausgestellten Wächtern mit ihren Wedeln uns entgegenwinkeln; nach einiger Zeit aber fällt das Gebirge so schnell ab, daß wir absehen und die Pferde am Zügel führen müssen. Jetzt beginnt das Steigen. Die Kronen der hohen Bäume um uns halten die Strahlen der Sonne nicht ab, die immer sengender werden, und wir sehnen uns nach einem kühlenden Trunk. Hier aber ist kein Wasser zu finden; der Waldgrund ist hart und steinig, und ehe wir nicht den Kamm des Gebirges überstiegen und die Schluchten der anderen Seite erreicht haben, ist keine Aussicht auf eine Labung, wenn wir solche nicht mit uns führen. Ein stärkender Schluck Rum oder Kognak muß gegen Durst oder Ermattung helfen, und ohne Säumnis geht es weiter hinauf, indem wir die Pferde am Zügel nach uns ziehen. Papageien in wunderbarer Farbenpracht, Kakadus mit stolz gespreizter Haut und schrillen Getreische umfliegen uns, ohne sehen zu sein. Viele andere Stimmen lassen sich noch vernehmen; aber wir schenken ihnen jetzt wenig Aufmerksamkeit, da dieselbe nach dem Kamm des Gebirges gerichtet ist, der für uns scheinbar öfter sichtbar war, aber sobald wir einen gewissen Punkt erreicht, sehen wir uns stets getäuscht, und das Steigen beginnt von Neuem.

Endlich aber sind wir oben und blicken nun in eine Schlucht hinab, die, verhäßt von üppigster Vegetation, dem Auge nicht einzudringen erlaubt. Wir nehmen daher unseren Weg mehr rechts, um den Anlauf dieser Schlucht im Thale zu erreichen, und lavierend, um Mann und Roß nicht zu gefährden, geht es nun hinab. Die Mittagssonne brennt jetzt sengend auf uns hernieder; kein Lästchen weht; kein Blättchen regt sich; kein Käfer summt. Die Vögel haben sich zurückgezogen nach schattigen Plätzen. Alles ist wie ausgestorben und tiefes Schweigen herrscht rings umher. Nur einzelne, sich regelmäßig wiederholende Töne, scheinbar aus weiter Ferne kommend und genau den metallischen Klängen beim Behauen der Balken auf einem Zimmerhose gleichend, fallen in unser Ohr. Diese Töne haben schon manchem müden Wanderer frohe Hoffnung und neuen Muth ins Herz gesenkt, der nun sicher glaubte, einer Ansiedelung in der ihm umgebenden Wildniß nahe zu sein. Aber die Täuschung war um so schrecklicher, je nothdürftiger seine Lage war, denn keine Lichtung des Waldes zeigte sich. Sein weirschallendes „Coo-eh!“ (Buschruf) wurde nicht beantwortet, und doch hallten die vermeintlichen Klänge fort und fort. Diese Laute gehören einem Frosche an, aber seine Anwesenheit bedingt nicht das Vorhandensein von Wasser — eine neue Täuschung für den verschmachtenden Wanderer!

Wir haben uns nun so weit an dem Berge nach rechts hingezogen und sind dabei dem Thale so nahe gekommen, daß wir den Anlauf der Schlucht vor uns haben, die in das breite, grüne Thal mündet. Dort, hinter einem Vorsprunge unseres Berges, kränzelt sich eine blaue Rauchwolke empor und läßt uns eine Ansiedelung vermuthen, die wir in der That auch bald vor uns haben. Solch ein Anblick erfrischt. Bald betreten wir die gastliche Hütte und erfrischen uns an Brot und würziger Milch, wie das Guter der Aushie spendet. Unsere Pferde werden wieder abgeschirrt und gesoppelt und bald sehen wir sie nach dem klaren Bächlein wandern, das, von dem Gebirge kommend, dieses grüne Thal durchschlängelt.

Wir greifen wieder zu unseren Stöcken und, geführt von einem Knaben der Ansiedlerfamilie, beginnen wir die nur kurze Wanderung nach der Farnbaumfchlucht. Eine Beugung des Thales — und vor uns liegt sie in ihrer nie geahnten Schöne, in einer Leppigkeit, die das Auge blendet, und zieht sich meilenweit fort, von Gebirgen an beiden Seiten eingerahmt. Wir treten ein und wandeln unter grünen Hallen der stattlichen *Alsophila australis* und *Dicksonia antarctica* von zehn bis dreißig Fuß Höhe, deren jede einzelne ihre Palmenwedel nach allen Seiten über uns ausbreitet und grüne Dächer neben- und übereinander wölbt, die uns abzuschließen scheinen von der Welt und allem Leben darin. Die Stämme oder Säulen dieser Hallen sind wiederum geschmückt mit allen möglichen Moosen, Pilzen, Flechten und kleinen Farnarten, welche, Schmarogern gleich, sich am Stamme eingenistet haben und von ihm ihre Nahrung ziehen. Dazwischen hängen Schlingpflanzen in Festons herab, oft von einer Stärke, daß wir uns getrost in ihnen schaukeln dürfen. Die vom Alter gefällten Stämme bilden die schönsten Ruhelissen, denn man fällt in ein Moos- und Farnpolster von einhalb Fuß Stärke und darüber. Die reizenden Arten von *Hymenophyllum*, *Lycopodium*, *Trichomanes* und *Grammitis* wuchern hier dicht gedrängt und überziehen Stamm und Steine.

Aber Alles ist feucht, und die Luft ist die eines geheizten Treibhauses, aber dennoch kühl gegen die Atmosphäre außerhalb. Die verwelkten und abgefallenen Wedel der stattlichen Farnbäume bedecken überall den Boden und geben den lebendigen Nahrung und Stärkung. Ein krystallklarer Wasserstreifen, sich jetzt in viele Rinnehen theilend, jetzt wieder sich zu einem Miniaturbächlein vereinigend, rieselt, oft gänzlich überwuchert, in der tiefsten Höhlung dieser Schlucht hin. Und über uns glüht die australische Mittagssonne von einigen vierzig Graden Neamur, aber wir fühlen sie nicht; ihre Macht wird gebrochen von den Fächern der mächtigen Wedel, die, gegen die Sonne gesehen, saphirgrün erscheinen und dem Dunkel unter ihnen eine grüne Färbung verleihen.

Was können Worte leisten, wo das Auge schweigt! Diese grünen Hallen, diese lebendigen Gärten, diese weichen Sammetpolster machen uns glauben, wir betreten das Heiligthum einer Fee. Wir ahnen die Gegenwart der Dryaden und würden nicht erstauern, träte plötzlich Oberon mit seiner Titania hervor.

Aber weiter, weiter! Die Schlucht wird enger und in ihrer Mitte oft ungangbar; wir müssen uns an den Seiten entlang winden und blicken nun in die Palmenkronen der aus der Tiefe herauf strebenden Farnen. Plötzlich überspannt die Schlucht eine mächtige Brücke. Ein kolossaler Eucalyptus liegt entwurzelt quer über und reicht von der einen Bergesehne hinüber nach der anderen. Aber in welche Pracht ist auch er gekleidet! Von seiner moosigen Decke hängen Schlingpflanzen in zierlichen Bindungen herab und machen uns glauben, er sei eigens gefallen zur Verschönerung der ganzen Waldszenerie. Und welche Szenerie! Zu unseren Füßen die Krone der Farnbäume, die mit ihren breiten und gefranzten Wedeln jeden Blick in die Schlucht selbst vereiteln, und um uns und gegenüber riesige Eucalypten und süßige Sassafrabäume, deren voller glänzender Blättertschmuck reizend hervortritt vom Dunkel des Hintergrundes. Die Einsamkeit, die uns in der Schlucht umgab, wird belebter; wieder umflattern uns Vögel, oder eine bunte Gidechse schlüpft beherd

an uns vorüber. Immer wilder, immer unzugänglicher, immer steiler wird es vor uns; aber das hindert uns nicht. Wir winden uns durch dichtes Unterholz, geschmückt mit seltener Blumenpracht, klettern über gefallene und bemoste Bäume und arbeiten uns durch verworrene und umstrickende Schlinggewächse, bis wir endlich gestieg und die Höhe erreicht haben, von wo aus wir eine freie und weite Aussicht genießen. Die dunkelbewaldeten Häupter der nahen und fernsten Gebirge, eins über oder neben dem anderen sich erhebend, gleichen den erstarrten Wogen eines weiten Meeres, und wir fliegen im Geiste der Zeit voraus, die vielleicht nicht zu fern ist, wenn Städte und Dörfer zu Füßen jener Berge blühen; wenn hohe rauchende Effen die Monotonie des Urwaldes unterbrechen und von der Industrie der Menschen auch hier Zeugniß geben; wenn breite Straßen wie lichte Bänder sich über diese Höhen ziehen oder das dampfende Roß sich kuschend zwischen ihnen hindurch windet. —

Dann aber, du stilles prächtiges Thal, ist es vorüber mit deinem Frieden; deine schönen Palmen werden fallen — und Niemand wird ahnen, daß einst hier die Natur einen Versteck hatte, in welchem sie ihre üppige Schönheit profanen Augen entzog.

— Aus dem Papierkorb der Zeit. —

Die Entstehung der Oper. Trotz aller Bemühungen, die Entstehung der Oper, dieser komplizirtesten, aber auch wirkungsvollsten und vollendetsten Kunstform der Musik, auf einen bestimmten Zeitpunkt festzusetzen, sind die ersten Anfänge des musikalischen Bühnendramas noch immer in Dunkel gehüllt. Vielfach hielt man die Entstehung der Oper für das Verdienst einer um das Jahr 1680 in Florenz zusammengetretenen Vereinigung von Gelehrten und Kunstfreunden, die nach einer Erneuerung des alten griechischen Dramas, unter Mitwirkung der Musik, strebte und auf diesem Wege das musikalisch-dramatische Kunstwerk fand. Die Jäden, die das moderne Musikdrama mit den musikalisch-dramatischen Spielen der Vorzeit verbinden, reichen jedoch in eine weit frühere Zeit zurück. Von den Tragödien der Alten, mit ihren gesungenen Chören, dürfen wir zwar billig absehen, doch haben wir bereits in den altchristlichen Mysterien, die die Geistlichkeit mit besonderem Eifer pflegte, um dem Volke bei dessen unverwüthlicher Vorliebe für theatralische Vorstellungen einen annehmbaren, aber edleren Ersatz für seine rohen mimischen Erzählungen zu geben, die ersten Anfänge oder doch wenigstens Vorläufer der Oper zu suchen. Bis zum zwölften Jahrhundert traten diese Mysterien nur vereinzelt auf, von da an wurden sie immer mehr Kunstbedürfnis des Volkes; bereits im Jahre 1313 wurden in Paris große Theatergebäude für die Aufführung der Mysterien, die mit Gesang, Tanz und Pantomime verbunden waren, errichtet. Einen entscheidenden Fortschritt auf dem Wege zur Oper bedeuteten die *gioux* (Spiele), in denen sich die französischen Troubadours im dreizehnten Jahrhundert verhielten. Es waren dies kleine dialogisirte Stücke mit eingestreuten Gesängen, die jedoch nicht dem musikalischen Schage des Volkes entnommen waren, sondern für jedes dieser Liebesspiele besonders komponirt wurden. Namentlich dürfen wir manche der *gioux* von Adam de la Halle als kleine Opern mit Dialog betrachten. In seinem Spiel „Robin und Marion“ treten elf handelnde Personen auf; in den Dialog sind Couplets, Einzelgesänge und sogar dialogisirte Gesänge eingestreut. Die Gesänge sind frisch und lebendig und namentlich rhythmisch interessant; das Ganze erinnert ein klein wenig an das hübsche Singspiel „Bastian und Bastienne“ des jungen Mozart. Ob die Gesänge dieser Liebesspiele begreift gewesen sind, wissen wir nicht; vielleicht wurden sie zur Laute gesungen. Die *gioux* haben ihren einfachen Charakter nicht lange behalten. Da sie vielfach zur Unterhaltung an den Königs- und Fürstenthöfen bestimmt waren, suchte man einander durch Glanz und prunkvolle Ausstattung zu überbieten und bald arteten die musikalisch-dramatischen Spiele, in denen fortan das musikalische und poetische Element hinter dem Streben, möglich viel Pomp und leeres Schaugepränge zu bieten, zurücktrat, gänzlich aus. Trotzdem finden wir in diesen Spielen, die bald unter Mitwirkung der Instrumente vor sich gingen, fast sämtliche charakteristische Eigenschaften der modernen Oper vor. Die im Jahre 1594 von Ottavio Rinuccini gedichtete, von Carrini und Peri in Musik gesetzte *tragedia per musica „Daphne“*, die man gemeinlich als erste Oper — das Wort „Oper“ selbst kam erst um 1640 in Italien auf — bezeichnet, darf keinesfalls als das erste Muster ihrer Gattung bezeichnet werden: die altfranzösischen Liebesspiele und diese ersten „Opern“ umschlingt dasselbe Band.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Dffr. 14, richten.